

PAOLO ROVERSI

DAS BLUT IN DEN STRABEN VON MAILAND

KRIMINAL
ROMAN



ullstein

Das Buch

Im Mailand der beginnenden Zweitausenderjahre, als das World Trade Center eben noch stand, der Euro gerade eingeführt wurde und die digitale Revolution in den Kinderschuhen steckte, geschieht ein seltsamer Mord: Ein stadtbekannter Anwalt wird auf offener Straße niedergestochen, neben der Leiche ist ein mit Blut gezeichnetes, rätselhaftes Symbol zu erkennen. Der junge Enrico Radeschi scheint zunächst der Einzige zu sein, dem dieses Symbol am Tatort auffällt. Radeschi beschließt, in eigener Regie zu recherchieren, der mysteriöse Mordfall könnte seiner Karriere als investigativer Journalist ein wenig auf die Sprünge helfen. Immer öfter kreuzen sich seine Wege mit denen des Polizeipräsidenten Loris Sebastiani – bis sie gemeinsam einer geheimnisvollen Bruderschaft auf die Schliche kommen, die der moralisch aus den Fugen geratenen Welt den rechten Weg weisen will und dabei vor nichts zurückschreckt.

Der Autor

Paolo Roversi, geboren 1975, ist Journalist und lebt in Mailand. Für *Die linke Hand des Teufels* wurde er mit dem Premio Camaiore ausgezeichnet, einem renommierten Preis für Kriminalliteratur. Roversi gehört zu einer neuen Generation italienischer Kriminalautoren, die von der Presse hoch gelobt werden.

1

30. Dezember 2001

Die Hand hinterlässt einen roten Abdruck auf dem glatten Stein.
Blut.

Avvocato Giovanni Sommese, Teilhaber einer der angesehensten Rechtsanwaltskanzleien Mailands, lehnt sich Halt suchend an eine Säule. Alles um ihn herum dreht sich, und die Schmerzen von dem Messer in seinem Bauch sind unbeschreiblich.

Von der Piazza del Duomo hört er Stimmen, doch ihm fehlt die Kraft, um nach Hilfe zu rufen.

Der große Weihnachtsbaum schimmert prachtvoll durch die Nacht, Touristen fotografieren ihn und laufen begeistert durch die hohen Hallen der Galleria Vittorio Emanuele II., heben bewundernd ihre Blicke zu der geschmückten Kuppel.

Es ist eisig, doch Sommese fühlt die Kälte nicht. Er spürt, wie sein Leben verrinnt.

Unter großer Anstrengung zieht er sich das Messer aus dem Leib. Ein Blutschwall ergießt sich über seinen Maßanzug auf die Pflastersteine. Aus gerichtsmedizinischen Gutachten weiß er, dass er sich beeilen muss; mit einer Bauchverletzung wird er nicht mehr lange leben, sondern innerhalb kürzester Zeit verbluten. Er lässt sich zu Boden sinken und versucht den stechenden Schmerz

zu ignorieren. Er ahnt, wer seinem Mörder die Waffe in die Hand gedrückt hat.

Nur eines bleibt ihm jetzt noch übrig, vorausgesetzt, er kann sich lange genug an sein schwindendes Leben krallen, um diese Aufgabe zu Ende zu bringen ...

• • •

»Mein lieber Enrico Radeschi, nach allem, was ich hier lese, bist du der perfekte Kandidat!«

Der alte Knabe vor mir sieht höchst zufrieden aus.

Ich deute ein Lächeln an, mehr nicht. Mag ja sein, dass ich es geschafft habe, aber sich deshalb vor Freude an den Lampenschirm zu hängen und wie ein Affe hin und her zu schaukeln, wäre keine passende Reaktion. Nein, es wäre voreilig.

Das Vorstellungsgespräch läuft ganz gut bisher, obwohl ich mich in dieser Schickimicki-Bar nicht besonders wohlfühle: das Sant'Ambroeus, ein Traditionscafé auf dem Corso Matteotti zwischen San Babila und Scala, wohin mich der Typ, der beim Einwohnermeldeamt unter dem Namen Riccardo Guarneri firmiert, bestellt hat, um Eindruck zu schinden.

Wenn du in die Großstadt kommst, trägst du die Provinz mit dir herum wie den Geruch nach Mottenkugeln, und es gibt so manches, das dich einschüchtert; und das weiß dieser Wurm hier vor mir nur zu gut. Allein schon das spärliche Kleingeld, das ich in der Tasche habe: damit könnte ich an einem Ort wie diesem niemals die Rechnung begleichen, was ich aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht tun muss. Aber man weiß ja nie.

Das Lokal stammt noch aus Zeiten der Belle Époque und hat sich einigen Prunk bewahrt: große Spiegel und mächtige Kron-

leuchter, livriertes Personal und hinter dem langen Tresen eine perfekt sortierte Flaschenreihe. Es mag auch an der rauchgeschwängerten Luft liegen, jedenfalls rechne ich damit, dass jeden Moment eine Frau in schwarzem Kleid auftaucht und beispielhaft Manets Bild *Eine Bar in den Folies-Bergère* nachstellt.

Doch das fällt wahrscheinlich nur mir auf, ansonsten sieht man als Erstes die vielen Schokotörtchen, die sich hinter den Scheiben der Vitrinen türmen. Allem Anschein nach – so stand es zumindest in dem Reiseführer, den ich im Zug nach Mailand gelesen habe – ist das Lokal für seine Konditoren berühmt, und tatsächlich gibt es hier auch nach Weihnachten noch den traditionellen Panettone zu kaufen, der nicht nur eine Spezialität, sondern auch eine wahre Köstlichkeit ist. Ich glaube allerdings nicht, dass sie ihn billiger verkaufen, nur weil der Bartträger im roten Mantel schon längst durch den Kamin gerutscht ist ...

Für mein erstes Bewerbungsgespräch schien es mir nicht angebracht, mich vollzustopfen, also habe ich nur den klassischen Espresso bestellt. Auch damit ich, sollte der alte Knabe auf die Idee kommen, mich die Zeche zahlen zu lassen, nicht komplett pleitegehe. Ein, zwei Kaffee kann ich mir gerade noch leisten, auch wenn um acht Uhr abends ein Aperitif vielleicht passender wäre.

»Sicher, mit diesem Namen wirst du es nicht leicht haben ...«

Da wären wir, die alte Nummer. Wie in der Grundschule, wie auf dem Gymnasium, wie an der Universität. Wie an jedem verfluchten Ort, wo er Erwähnung findet.

Guarneri lächelt, reckt die Schultern und fährt fort: »Ich meine, bei deinem Nachnamen, auch wenn die Schreibweise eine andere ist, wird man dich hier nicht gerade mit offenen Armen

empfangen. Den Heerführer Radetzky hat man in Mailand nicht gerade in bester Erinnerung ...«

»Aber das ist doch ewig her!«

»Arschlöcher vergessen nie etwas, mein Junge.«

Was du nichts sagst, und genau so eins habe ich anscheinend direkt vor meiner Nase sitzen.

»Ich werd es mir merken.«

»Gut so. Weißt du, in unserem Beruf muss man auf Kleinigkeiten achten. Namen, Orte, Zufälle. Alles, worauf normale Menschen nicht achten. Sie gehen vorbei und merken nichts, wir aber ...«

»Wir aber?«

In Zeugenvernehmungen genügt es manchmal, das letzte Wort deines Gegenübers zu wiederholen, damit die Unterhaltung nicht abbricht.

»Wir aber müssen immer auf Empfang bleiben. Uns darf nichts entgehen. Vor allem nicht die Nebensächlichkeiten, denen niemand Beachtung schenkt. Journalisten müssen immer auf Draht sein, vor allem bei den kleinen Dingen. Bist du an etwas dran?«

»An etwas dran?«

»Hör auf, alles zu wiederholen, was ich sage!«

»Entschuldigung. Was meinen Sie?«

»Ich fragte, ob du an einer Story dran bist, von der noch niemand weiß.«

Klar, super, und das soll ich ausgerechnet dir erzählen?

»Äh, nein.«

»Siehst du? An dieser Stelle hätte ich mir einen Vorschlag erwartet, eine Idee. Wir aber ...«

»Wir aber?«

»Hör auf damit.«

Ruhig, Enrico. Om. Barfuß über eine grüne Wiese laufen wie der Hauptdarsteller in diesem Film, Willy Signori. Nur ohne die Hundescheiße, in die er tritt. Atmen.

»Eine Story, sagten Sie.«

»Genau. Ich selbst hätte da etwas, ein Thema, das noch nicht hochgegangen ist, aber das ich im Auge behalte.«

Natürlich. Gegen deinen Scoop wird Watergate wie ein Waisenkind dastehen, wie eine dröge Geschichte für den Nachmittagstee älterer Damen aus Clackmannanshire.

Ich tue so, als sei ich wahnsinnig interessiert. Ich brauche Arbeit. Und meine Kehle ist so trocken wie die Wüste Gobi.

Wie viel sie hier wohl für einen Whiskey nehmen? Zu viel. Obwohl ich wirklich einen gebrauchen könnte, um Guarneris geheimnisvolle Hirngespinnste auszuhalten. Der jetzt verstummt ist. Ich würde ihm ja die gewohnte Anheizerfrage stellen, will aber keine weitere Ermahnung kassieren. Also warte ich. Ich habe alle Zeit der Welt. Und noch mehr.

Schließlich fährt der Alte mit verschwörerischer Miene fort.

»Seit einiger Zeit«, sagt er und senkt die Stimme, »verschwinden immer wieder junge Männer.«

»Und warum hört man nichts davon?«

»Weil ihre Leichen nicht gefunden werden und sie sich vielleicht einfach nur abgeschaltet haben, verstehst du? Raus aus den Verpflichtungen, dem Alltag, weg von der Verlobten, von der erdrückenden Last der Familie, so was. Einmal haben wir in einer Sendung darüber berichtet, doch da kam wenig Interesse von den Zuschauern: ohne Leiche ist es nicht morbid genug. Und daher fürs Publikum uninteressant.«

Beim Reden nickt er ernst, als hätte er mir gerade das dritte Geheimnis von Fátima offenbart.

Ich schweige also und gucke betroffen.

»Du musst wissen, dass ein Fernsehjournalist ganz anders arbeitet als einer des gedruckten Wortes.«

Hält der mich für total Banane? Oder ist das die klassische Einleitung, um das Gehalt zu drücken? Du hast keine Erfahrung? Dann kriegst du weniger Geld. Eine einfache, klare Sache. Ich beiße die Zähne zusammen und nicke.

»Verstehst du? Das Fernsehen hat jetzt im neuen Jahrtausend eine andere Art und Weise, um Nachrichten zu erzählen. Schnell, direkt.«

»Daran werde ich mich schon gewöhnen.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

»Ich lerne schnell.«

Er zieht eine Grimasse und fischt ein Päckchen Zigaretten aus seiner Jackentasche. Er scheint nachzudenken, aber ich weiß, dass dies nur eine Taktik ist. Ich würde es nicht anders machen, wenn ich einen Anfänger wie mich vor mir hätte, von den äußersten Grenzen des Reiches und zu allem bereit.

Guarneri ist Chefredakteur von *Telecitv Milano*, einem lokalen Fernsehsender mit Reichweite ins nördliche Umland von Mailand bis hoch an den Comer See und südlich bis ungefähr nach Pavia. Also nicht gerade CNN, sodass man einen Journalisten mit meiner Erfahrung durchaus als überqualifiziert bezeichnen könnte; trotzdem hält er sich für David Letterman und lässt mich das deutlich spüren.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagt er und zündet sich eine Zigarette an. »Was ich suche, ist ein Assistent, der sich für nichts zu schade

ist. Der mit mir zu Lokalterminen fährt, der für mich Recherchen erledigt, der meine Texte überarbeitet ...«

Einen Sklaven also. Das sage ich natürlich nicht, sondern nicke brav mit dem Kopf, als wäre dies die Jobbeschreibung meines absoluten Traumberufs. Mühsam muss ich einen Hustenreiz unterdrücken, weil er mir seinen Rauch quasi direkt ins Gesicht bläst.

Wann wird auch bei uns endlich wie in jedem anderen zivilisierten Land das Rauchen in öffentlichen Gebäuden verboten?

Guarneri bemerkt meine Not nicht, so eifrig listet er die unzähligen Umpa-Lumpa-Aufgaben auf, die mich erwarten. Damit er nicht die Verachtung in meinen Augen liest, lasse ich den Blick durch die Scheiben der Bar nach draußen zur anderen Straßenseite schweifen, wo sich eine Fernsehcrew postiert hat. Auf der Kamera und dem Mikrofon des Reporters sticht das Logo der englischen BBC hervor.

Als Guarneri meine Ablenkung bemerkt, greift er als alter Fuchs sofort die Situation auf.

»Da, siehst du? Die machen einen Außendreh. Wenn alles gut geht, bist du in ein paar Jahren auch so weit, dass du auf die Straße kannst.«

»In ein paar Jahren?« Warum nicht in ein oder zwei Jahrhunderten? Vielleicht nach der nächsten Eiszeit?

»Tja, mein Junge, ich lese hier in deinem Lebenslauf, dass du erst sechsundzwanzig bist, was erwartest du? Weißt du, wie lange ich gebraucht habe, um das erste Mal auf Sendung zu gehen?«

»Wie lange?«, frage ich, mehr um ihn zu reizen als aus Interesse.

»Tja, lange! Wirklich lange! Zuerst war ich zehn Jahre bei La Notte, um mir die Sporen zu verdienen, dann drei Jahre bei Tele-

montecarlo ... Aber wir sind ja nicht hier, um über mich zu reden. Erzähl mir lieber noch etwas über dich. Wie kam es zu dem Entschluss, deine Heimat zu verlassen und in die Stadt zu ziehen?«

»Was genau wollen Sie wissen?«

»Oh, nichts Bestimmtes. Nur das, was hier nicht steht. Das wahre Leben halt. Dass du an der staatlichen Universität Literatur studiert hast, kann ich ja selbst lesen. Auch wenn du dazu volle sechs Jahre gebraucht hast ... Was war los, hat dir das Studium keinen Spaß gemacht?«

»Nein, ich musste arbeiten. Ich war als Externer eingeschrieben und bin nur für die Prüfungen nach Mailand gefahren. Dadurch habe ich Zeit verloren.«

»Du hast nie hier gewohnt?«

»Nur im ersten Semester, im Jahr 1994/95. Das war die Zeit, wissen Sie noch, als Berlusconi ...«

Im Blick des Alten leuchtet etwas auf. Besser noch mal neu ansetzen.

»Na ja, jedenfalls die schwelenden Jahre nach Tangentopoli. Dummerweise verbrachte ich mehr Zeit auf Partys als in Seminaren, deshalb bin ich lieber in die Poebene zurückgekehrt, um dort in meinem eigenen Rhythmus zu lernen.«

»Verstehe. Und wie sieht es jetzt aus? Ich brauche jemanden, der jederzeit verfügbar ist.«

»Ach, da müssen Sie sich keine Sorgen machen. Seit gestern teile ich mir mit einem Studenten eine Wohnung an der Piazza Pola.«

»Bist du nicht zu alt für eine Studenten-WG?«

Natürlich bin ich das, du Idiot, nur dass meine Eltern nicht Rockefeller mit Nachnamen heißen und ich halt improvisieren muss!

»Vielleicht. Aber mehr geben meine Finanzen zurzeit nicht her. Wenn ich natürlich diese Anstellung bekäme ...«

Mein Gesprächspartner hebt warnend die Hand. Eine Geste, die Bände spricht.

»Halt! Ich sagte, ich brauche einen Assistenten, und solange du noch Laufbursche bist, hast du keine Aussicht auf ein festes Gehalt. Sagen wir, du bekommst deine Unkosten erstattet.«

»Meine Unkosten erstattet? Mehr nicht?«

Er schüttelt genervt den Kopf. Er ist genervt!

»Siehst du die blonde BBC-Journalistin da draußen? Glaubst du, die hätte keine Opfer gebracht, um dorthin zu kommen, wo sie ist? Oder Schlimmeres?«

»Schlimmeres?«

»Nun tu doch nicht so, Junge, oder bist du blöd im Kopf?«

Jetzt schicke ich ihn aber wirklich gleich zum Teufel. Doch dann denke ich wieder an die grüne Wiese, an Willy Signori, der barfuß über das kühle Gras läuft ... Es funktioniert nicht so richtig. Am liebsten würde ich ihm an die Kehle gehen. Zum Glück klingelt in diesem Moment sein Handy.

Er lauscht mit besorgter Miene und springt dann auf.

Auch ich erhebe mich, ohne zu wissen, ob unser Gespräch zu Ende ist oder nicht.

»Bist du bereit, Junge?«

»Bereit wofür?«

»Tja, für deinen ersten Fall: ich habe gerade aus der Redaktion erfahren, dass es auf der Piazza dei Mercanti einen Mord gegeben hat.«

»Einen Mord?«

»Die Großstadt ist gefährlich, hat man dir das nicht gesagt?«

»Doch, schon, aber ...«

»Schluss mit dem Gerede. Wie bist du hier?«

»Mit der U-Bahn.«

»Was?«

»Ich habe keinen Führerschein, deshalb nutze ich die öffentlichen Verkehrsmittel.«

»So geht das nicht, Junge. Ein Reporter muss sich unabhängig von Fahrplänen bewegen können. Du brauchst ein Fortbewegungsmittel. Ein Motorrad, ein Fahrrad ...«

Wie bist du denn hier, etwa mit der Kutsche? Mit dem Taxi? Nein, ich wette auch mit der U-Bahn, wahrscheinlich fährst du im Bus schwarz und spielst bei mir den großen Max.

»Schwamm drüber!«, verkündet er wie ein stolzer Feldherr. »Dann gehen wir eben zu Fuß. Es ist eh nicht weit.«

Erleichtert beobachte ich, wie er einen Zehntausend-Lire-Schein auf den Tisch legt. Immerhin überlässt er mir nicht die Rechnung.

•••

Die Lichterflut spiegelt sich träge auf dem eisigen Wasser des Naviglio Grande, während sich unter den hölzernen Arkaden des Vicolo dei Lavandai ein Liebespärchen leidenschaftlich küsst, ohne sich an der Polarkälte zu stören. Der Ecktisch, an den der Chef des El Brellin sie geleitet hat, erlaubt einen wunderschönen Blick auf den malerischsten Teil des Viertels, der sich so gar nicht nach Mailand anfühlt. Doch Loris Sebastiani hat kein Auge dafür. Romantik ist nicht seine Sache. Scheinbar hochkonzentriert starrt er auf das Etikett der Flasche Lagrein aus der Cantina Bolzano, während er insgeheim verzweifelt versucht, sich an den Namen der jungen Frau zu erinnern, die ihm gegenüber sitzt.

Leider ohne Erfolg.

»Köstlich, der Wein«, flötet sie, um das Schweigen zu brechen.

»Auch wenn mir eisgekühlter Weißwein lieber ist.«

Loris schaut kaum auf.

»Das hätte ich mir denken können.«

Sie lächelt ihn an.

»Wieso?«

»Nur so, vielleicht Intuition.«

Sebastiani kann sich nicht einmal daran erinnern, wo er sie kennengelernt hat. In einer Bar? In einem Geschäft? Auf dem Polizeipräsidium nach einer Razzia?

Auf einer Vernissage bestimmt nicht, so viel ist sicher ...

Er seufzt. Irgendwie muss er ihr den Namen entlocken, er ist ja nicht umsonst Bulle.

»Also, du ... ähm, entschuldige, ich habe gerade einen Black-out ... war ein fürchterlicher Tag heute.«

»Minnie.«

»Ja, natürlich! Also, Minnie, in deiner Branche geht es um ...«

»Mode, Loris. Ich arbeite in der Modebranche.«

Sebastiani steckt sich eine Zigarre zwischen die Lippen und denkt darüber nach, dass er tatsächlich mit einer Frau ausgeht, die sich Minnie nennt.

Er beginnt, am Ende der Zigarre herumzukauen, wie immer, wenn er nervös ist. Er raucht nicht, ist aber ein reflexhafter Nikotinjunkie, ein Oralkonsument, wie er gerne sagt.

»Was soll das, du rauchst vor den Antipasti?«

»Nein, das ist nur so eine dumme Angewohnheit. Ich stecke mir die Zigarre lediglich in den Mund. Dann kann ich besser nachdenken.«

»Ja? Und worüber musst du im Moment nachdenken?«

»Tja ...«

Der Polizist macht innerlich vor seinem Handy einen Kniefall, weil es in diesem Moment zu klingeln anfängt.

»Entschuldige mich kurz.«

Sie nickt verständnisvoll.

Wofür mag die Abkürzung Minnie nur stehen: Mirna? Milena? Vielleicht Minerva? Messalina?

Was ihn letztlich nicht weiter interessiert: jetzt, wo er sein Handy als Ausrede hat, kann er ungestört und ohne jede Konversation auf ihr Dekolleté starren.

»Hallo, Dottore, bitte entschuldigen Sie die späte Störung.«

Die Stimme gehört Chefinspektor Vincenzo Lonigro. Wenn dieser respektvolle, zurückhaltende Mensch ihn anruft, muss etwas Gravierendes passiert sein. Was nicht heißt, dass man ihm den roten Teppich ausrollen muss.

»Ich höre. Die Kurzversion.«

»Im Zentrum. Genauer gesagt unter den Säulengängen der Piazza dei Mercanti. Es hat eine Messerstecherei gegeben. Ein Mann ist tot, doch es ist komplizierter, als es klingt, Dottore. Es scheint sich um einen sehr prominenten Anwalt zu handeln und ... Also, am besten kommen Sie selbst vorbei und schauen es sich an.«

»Alles klar. Ich komme.«

Minnie beobachtet ihn kopfschüttelnd.

»Tut mir leid«, verkündet Sebastiani in einem Tonfall, der das genaue Gegenteil besagt. »Ein Notfall.«

»Um diese Uhrzeit?«

»Leider ja.«

»Musst du einen Bösewicht schnappen?«, fragt die junge Frau

und beißt sich auf die Lippen. Eine einstudierte, provokante Geste.

Er lächelt und schenkt beiden noch einmal Wein nach.

»Vielleicht.«

»Du darfst doch im Dienst nichts trinken.«

»Ich weiß.«

Sie stößt leicht klingend mit dem Glas des Polizisten an.

»Sag einmal, Loris«, fragt sie dann und hinterlässt eine Spur Lippenstift am Glas. »Ist dein Job immer so aufregend?«

»Oh, Minnie, du weißt gar nicht, wie aufregend!«

• • •

Oben auf dem Mailänder Dom strahlt glänzend das Symbol der Stadt, die Marienstatue Madonnina. Nur wenige hundert Meter Luftlinie über ihm, als könne er sie mit der Hand berühren. Doch Bruder Ottaviano schenkt ihr nur einen kurzen Blick und schiebt sich die schwarze Kapuze über den Kopf, bevor er den schweren Schlüssel in das antike Schloss der Pforte steckt. Er ist kein Geistlicher, doch untereinander nennen sie sich Brüder, tragen eine Kapuze über dem Gesicht mit zwei Augenschlitzen und eine Tunika aus grobem Wollstoff, die um die Hüfte mit einer Kordel zusammengehalten wird mit einem herabhängenden Schädel daran.

Vor ihm liegt eine lange dunkle Treppe. Mit einer kleinen Taschenlampe leuchtet der Mann sich den Weg, um nicht auszurutschen. Nur die Bruderschaft kennt und nutzt diesen Eingang. Niemand sonst in Mailand darf ihn beschreiten.

Er löscht die Lampe. Er braucht sie nun nicht mehr. Hunderte

von Kerzen erhellen die Finsternis des kleinen Gewölbes, das er erreicht.

Es handelt sich um eine quadratisch angelegte Kapelle mit einem Altar in der Mitte, der mit Dutzenden Votivgaben und Reliquien geschmückt ist; an den Decken Fresken mit Engeln und Wolken.

Wenn er diesen Raum betritt, vor allem nachts, läuft ihm immer ein kalter Schauer über den Rücken. Etwas Beängstigendes geht von dem Ort aus: An seinen Wänden stapeln sich Hunderte menschliche Knochen. Ein makabrer Anblick. Bruder Ottaviano weiß, dass es sich um Überreste von Verstorbenen aus dem ehemaligen Krankenhaus San Barnaba in Brolo handelt, die mit großer Wahrscheinlichkeit Opfer der Schwarzen Pest Manzoni'schen Ausmaßes waren. Jahrhundertalte Grippe. Doch nicht immer vermag der Verstand die Angst des Menschen zu beherrschen. Vor allem das Kerzenlicht erzeugt eine beunruhigende Wirkung. Genau wie die Kisten an den Außenwänden der Kapelle. Sie beherbergen die Schädel von Dutzenden zum Tode Verurteilten, außerdem Kiefer, Schienbeine und Oberschenkelknochen von namenlosen Verbrechern. Ein wirklich makabrer Anblick.

Als er die Kapelle verlässt, fühlt er sich erleichtert.

Nun steht er in der barocken Kirche, menschenleer und still.

Er macht die Taschenlampe wieder an und findet schnell das Gesuchte. Das in die Mitte des Marmorbodens eingelassene Gitter ist hochgeklappt, sein Gastgeber muss also schon da sein.

Schnell steigt er die wenigen Stufen in die Krypta hinab, wo ihn ein Mann mit Kapuze empfängt.

Er sitzt auf einem der vier Marmorhocker, die extra für die Auserwählten aus dem Stein geschlagen wurden.

»Guten Abend, Bruder Ottaviano.«

»Guten Abend, Meister.«

»Ich habe dich erwartet. Gibt es ein Problem?«

»Nein.«

»Gut. Dann bitte, ich höre.«

Die Stimme des Meisters ist fest und klar. In all den Jahren hat Bruder Ottaviano noch nie erlebt, dass ihn etwas irritiert oder aus der Ruhe gebracht hätte. Auch nicht in so schwierigen oder extremen Situationen wie die der letzten Stunden.

Das Gebet ist es natürlich, das ihn so klar und unangreifbar macht, denkt er, bevor er sich räuspert und verkündet: »Es ist alles vollbracht, Meister. Obwohl die uns zur Verfügung stehende Zeit dieses Mal wirklich knapp war ... Ein paar Spuren sind zurückgeblieben, doch selbst wenn die Polizei sie verfolgt, wird sie niemals auf uns kommen. Dafür haben wir vorausschauend Sorge getragen. Alles, wie von Euch gewünscht.«

»Wie vom Höchsten gewünscht.«

»Gewiss, Meister. Ich bitte um Vergebung: wie vom Höchsten gewünscht.«

Auch wenn Bruder Ottaviano ihm nie ins Gesicht gesehen hat und seinen Namen nicht kennt – lediglich die nächsthöheren Ränge kennen die Identität ihrer untergebenen Adepten –, flößt seine Stimme ihm immer Zuversicht ein. Er weiß, unter der Kapuze verbirgt sich ein Mensch der Macht, gewiss nicht mehr jung, aber versiert darin, Anweisungen zu geben, bewandert in Gelddingen und zugleich voller Barmherzigkeit. Gaben, die er mit seinen Mitbrüdern teilt, erleuchtete Männer mit einem großen, gemeinsamen Projekt. Inspiriert von einem heiligen Mann, der ihrem Orden und den Mailändern lieb und teuer ist: der heilige Karl Borromäus.

In das Schweigen hinein hallt ein durchdringender Schrei, der

aus den düsteren Tiefen der Krypta an ihre Ohren dringt. Stöhnen und Klagen, gefolgt von Schmerzensrufen.

Bruder Ottaviano schließt die Augen und atmet tief durch, um ruhig zu bleiben.

»Angst?«

»Nein, Meister.«

»Bist du bereit, Bruder, um Vergebung zu bitten und dich zu läutern?«

»Ich bin bereit, Meister.«

»Du weißt, dass der Schmerz bald unerträglich sein wird?«

»Ich weiß. Doch mein Glauben ist stark und mein Körper bereit für die Pein.«

• • •

Ein erstochener Mann im Zentrum von Mailand, einen Tag vor Silvester: ganz schön *aufregender Beruf*, den ich da habe, denkt Sebastiani, während er aus seinem schwarzen Alfa Romeo 156 steigt, auf dessen Dach noch das Blaulicht rotiert.

Um den Leichnam drängt sich eine riesige Mensentraube. Der Vice Questore seufzt. Gegen das, was ihn hier erwartet, wäre eine Unterhaltung über Einsteins Relativitätstheorie mit Minnie reiner Spaß.

Die Kälte ist stechend, und der stellvertretende Polizeidirektor zieht seinen schwarzen Mantel enger um sich, unter dem er wie immer elegant gekleidet ist. Dunkler Wollanzug, glänzende Lederschuhe, die Haare nach hinten gegelt. Und das nicht nur, weil er von einem Date kommt, nein, dies ist seine klassische Dienstkleidung. Zusammen mit der nicht entzündeten Zigarre im Mundwinkel.

Seine Hände zittern, doch nicht vor Kälte, sondern vor Zorn: nicht, weil er seine Verabredung verlassen musste, sondern wegen des Anrufs, den er gerade im Wagen erhalten hat.

Questore Lamberto Duca, der mailändische Polizeidirektor persönlich, der die Tage zwischen den Jahren im schönen Buenos Aires verbringt, hat sich die Mühe gemacht, zum Hörer zu greifen und ihn zu bitten – besser gesagt zu befehlen –, sich persönlich des Falls anzunehmen.

»Ich weiß ja, Sebastiani, dass Sie eigentlich ab morgen Urlaub haben, aber verstehen Sie mich: Alle sind weg, Sie sind der Letzte in Mailand, dem ich vertraue. Außerdem müssen Sie wissen, dass der Tote ein Freund von mir war und mich noch vor zwei Tagen angerufen hat. Er wollte mich dringend treffen, um mit mir etwas Wichtiges zu besprechen, das in mein Fach fiel, gleich nach Dreikönig, wenn ich zurück bin. Ich glaube nicht, dass es da einen Zusammenhang gibt, aber ich wäre doch sehr beruhigt, wenn Sie die Ermittlungen leiten könnten. Schaffen Sie diese lästige Sache aus der Welt, und dann können Sie fahren, einverstanden?«

Er hatte sein Einverständnis ins Telefon gegrunt. Jeder im Präsidium wusste, dass er seit seiner Trennung keine Familie mehr hatte, die nach ihm verlangte, und daher jede Menge Freizeit.

Doch der Gedanke an das Flugzeug, das er in wenigen Stunden hatte besteigen wollen, um direkt bei den Korallenriffen von Marsa Alam zu landen, bringt ihn auf die Palme.

»Guten Abend, Dottore«, empfängt ihn Ispettore Luigi Mascaranti.

»Kein guter Abend, sonst wären wir nicht hier«, erwidert der Vice Questore und schiebt seine Zigarre langsam in den anderen Mundwinkel.

Mascaranti lässt sich nicht irritieren: Er kennt den rauen Tonfall seines Vorgesetzten. Außerdem ist er nicht nachtragend. Sebastiani wiederum hält ihn für so etwas wie einen Neandertaler, der es auf wundersame Weise geschafft hat, Polizeibeamter zu werden, und der nun glücklich fernab von Frau und Familie diesen Fall übernimmt. In Urlaub fährt er ohnehin nie, abgesehen von den drei Wochen im Sommer, die er bei irgendwelchen Verwandten in Süditalien verbringt.

»Kommen Sie, hier können Sie durch.«

Der Vice Questore folgt ihm mit gesenktem Kopf, während zwei Beamte die Menge in Zaum zu halten versuchen. Mindestens fünfzig Leute.

»Zum Glück sind an Weihnachten alle etwas sanftmütiger«, kommentiert Mascaranti.

»Weihnachten ist vorbei, Ispettore. Das sind jetzt wieder die gleichen Arschlöcher wie immer.«

»Kann sein. Da wären wir.«

»Kein schöner Anblick«, begrüßt Chefinspektor Lonigro seinen Vorgesetzten.

Loris gibt nur ein Brummeln zurück.

»Wir wissen also, wer es ist.«

Das ist nicht als Frage gemeint, da die Neuigkeit ja schon Argentinien erreicht hat.

»Das Opfer heißt Giovanni Sommese und war seines Zeichens Staranwalt. Zumindest früher. Er war schon über fünfundsechzig und tauchte seit einigen Jahren nicht mehr bei Gericht auf, arbeitete aber weiter. Seine Kanzlei ist hier ganz in der Nähe, auf der Piazza Cordusio. Der Mörder muss ihm nach der Arbeit aufgelauret haben.«

»Der Ort ist zufällig gewählt?«

»Ich vermute nein.«

Sebastiani kniete sich hin, um die Leiche genauer zu betrachten, während sein Untergebener fortfährt.

»Drei Messerstiche in den Bauch, schätzungsweise mit einem Küchenmesser mit schmaler Klinge. Er ist verblutet, bevor der Notarzt hier war. Immerhin konnte er im Todeskampf noch das hier hinterlassen.«

Lonigro zeigt auf eine Stelle neben dem Toten. Sebastiani beugt sich vor.

»Sind wir sicher, dass das von ihm stammt?«

»Ja. Und es ist sein Blut.«

Der Polizeichef seufzt und beißt nervös auf seiner Zigarre herum. Jetzt versteht er, warum der Direktor ihn extra angerufen hat. Den Toten kennt er nur dem Namen nach: Sommese war einer der illustertesten Anwälte der Stadt, vertrat Prominente vor Gericht, saß in den Aufsichtsräten vieler Banken, ging zu allen Premieren an der Scala und war, wenn ihn sein Gedächtnis nicht trügt, sogar Ehrenbürger der Stadt Mailand mit dem goldenen Ambrogino. Das Komplettpaket sozusagen, das einen zu den mächtigsten Männern der Stadt macht. Und jetzt haben sie ihn umgebracht, im Herzen von Mailand.

Was den Vice Questore allerdings am meisten beunruhigt, ist diese merkwürdige Botschaft, die der Sterbende hinterlassen hat. Und die er nun entschlüsseln muss, um den Mörder zu finden.

•••

»Ein mit Blut gezeichnetes Symbol.«

»Bist du dir sicher? Oder hast du das vielleicht nur geträumt?«

Vielleicht war es nur eine Blutlache, in die du mit deiner blühenden Phantasie etwas hineininterpretierst ...«

Langsam fängt der Alte echt an, mich zu nerven. Zuerst schickt er mich vor, weil er selbst nicht mehr kann, und dann stellt er auch noch meine Beobachtungen in Zweifel.

»Ja, ich bin mir sicher.«

»Und was für ein Symbol ist es?«

»Keine Ahnung, ein ...«

»Warte, ich muss kurz durchatmen ...«

Guarneri hechelt wie ein Hund nach dem Sprint, den wir vom Café bis hierher zurückgelegt haben. Ich war vor ihm da und konnte noch einen kurzen Blick auf die Leiche erhaschen, bevor ich vertrieben wurde. Der Tatort war noch nicht mit dem rot-weißen Band vor den Schaulustigen abgesperrt, und als die Aufpasser kurz abgelenkt waren, bin ich näher und habe die makabre Zeichnung gesehen.

Am Fuß einer Säule, und zwar genau an der Säule mit dem Flachrelief der halbwilligen Sau, einem antiken Emblem der Stadt. Das weiß ich nicht etwa, weil ich so gebildet bin, sondern weil es in jedem Stadtführer steht und deshalb auch in meinem grünen Touring-Club-Führer, der sich allmählich zu meiner ganz persönlichen Bibel entwickelt.

Der Tote lehnte mit dem Rücken am Fuß der Säule, sein Kopf war nach vorne gefallen, wahrscheinlich ist er so zusammengebrochen, als seine Lebenskräfte schwanden. Mit einer Hand hielt er sich die Wunde und mit der anderen ... na ja, hat er dieses Symbol gezeichnet.

»Beschreibe es mir genau.«

Mein Mentor hat wieder Farbe im Gesicht und scheint nicht mehr kurz vor dem Herzkasper zu stehen.

»Es sieht aus wie ein umgedrehter Kandelaber.«

»Ein was?«

»Eine Menora, kennen Sie die siebenarmigen Kerzenleuchter der Juden?«

»Nein.«

Ha, perfekt! Wer ist hier derjenige, der nichts weiß? Der von den alten Haudegen lernen soll, die seit Jahren mit beiden Beinen im Beruf stehen? Der jahrelang schwitzen muss, um ...

»Weiter, Junge! Bist du eingeschlafen?«

»Wie gesagt, es ähnelt einem jüdischen Kandelaber, nur dass er kopfstehend und gerade mal drei Arme hat.«

»Also ist es etwas anderes.«

»Vielleicht. Oder das Opfer kam einfach nicht weiter.«

»Das scheint mir nicht sehr hilfreich.«

»Jedenfalls schwamm unter ihm jede Menge Blut ...«

»Und das hat dein zartes Gemüt schockiert?«

»Ich hatte es da oben in der Poebene mit einer Menge Morde zu tun, ich habe genug Tote gesehen.«

»Und?«

»Deshalb weiß ich aus Erfahrung, dass man mit solchen Schnitten im Bauch verblutet, und zwar unter höllischen Schmerzen. In diesem Fall aber hat das Opfer sich alle Mühe gegeben, die Zeichnung noch aufs Pflaster zu bringen, als wolle es den Ermittlern einen Hinweis geben. Oder jemand anderem, der es verstehen würde.«

»Interessante Theorie.«

Nur interessant, du alter Stinkstiefel? Das scheint das Höchstmaß an Anerkennung, zu dem Guarneri fähig ist, der mich sofort mit seiner nächsten Frage nervt.

»Hast du ein Foto gemacht?«

»Womit denn bitte? Mein Handy hat keine Kamera. Und den Fotoapparat habe ich zu Hause gelassen.«

»Daran merkt man, dass du Anfänger bist. Alle Zeitungen, wirklich ausnahmslos, hätten Unsummen für einen Schnappschuss bezahlt. Doch was sollen wir uns lange grämen. Lauf mal schnell auf die andere Seite des Säulengangs.«

»Um was zu tun?«

»Um die Sache aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten und zu hören, ob die Ermittler irgendetwas sagen.«

Aus meiner Miene scheinen Zweifel zu sprechen, denn er schüttelt den Kopf.

»Allmählich glaube ich, du bist doch dümmer, als ich dachte«, meint er und bekommt einen Hustenanfall. Er ist nass geschwitzt und atmet schwer.

»Schau mal, Junge, in diesem Säulengang fand früher immer der Markt statt, und die Akustik ist so angelegt, dass man sich auch mit der gegenüberliegenden Seite verständigen kann. Das glaubst du nicht? Stell dich hinter die Säule da auf der anderen Seite. Dort siehst du ein schräg angebrachtes Loch: Wenn du da in der Nähe etwas sagst, verstehe ich hier alles. Und umgekehrt. Ein alter Trick, den die Händler für ihre Absprachen nutzten. Und wir benutzen ihn auch, verstehst du?«

Ein Punkt für dich, alter Knabe. Das gefällt mir. Was ich ihm natürlich nicht sage, sondern stattdessen schnell auf die andere Seite gehe, während Guarneri erneut hustet wie ein verrußtes Ofenrohr.

Mit größter Verwunderung stelle ich fest, dass der Alte recht hat: Von hier aus kann ich den Fetzen einer Unterhaltung lauschen, die ein Uniformierter mit einem Typ im schwarzen Mantel und mit Zigarre im Mund führt, der sein Chef zu sein scheint.

»Was hat dieses Gekritzel zu bedeuten?«

»Keine Ahnung, Lonigro. Die Spurensicherung soll von allem Fotos machen.«

»Vielleicht haben wir ja Glück, und es ist ein Buchstabe aus irgendeinem komischen Alphabet. Der Anfangsbuchstabe vom Namen des Mörders?«

»Natürlich: Dann hätte er ja auch gleich den ganzen Namen schreiben können, anstatt uns Rätsel aufzugeben, oder? Nein, da steckt mehr dahinter. Er wollte uns etwas sagen. Uns oder jemandem, der die Bedeutung des Symbols kennt. Jedenfalls halten wir das erst einmal geheim, kein Wort darüber an die Presse, haben wir uns verstanden?«

Mehr kann ich nicht mehr hören. Die beiden sind ein paar Schritte weitergegangen, und es herrscht totale Funkstille. Das ist doch interessanter Stoff für Guarneri. Schade nur, dass der alte Reporter nicht mehr da steht, wo ich ihn verlassen habe.

Im Laufschrift kehre ich auf die andere Seite des Säulengangs zurück.

Wo ist er nur?

Mich überkommt ein mulmiges Gefühl, das durch den Schrei einer Frau bestätigt wird.

Nein, bitte nicht. Ich laufe los, bis ich ihn sehe ...

Da habe ich meinen Job noch gar nicht richtig aufgenommen und bin ihn wahrscheinlich schon wieder los: Mein Mentor liegt reglos auf dem Boden.

...

Der Krankenwagen bewegt sich nur langsam durch die Menge,

sodass die Polizei schließlich eingreift, damit er die Piazza dei Mercanti zügig verlassen kann.

Es stimmt schon, auf dem Land lebt man entschieden ruhiger. Trubel gibt es nur in den Einkaufszentren, ansonsten Stille. Niemand auf der Straße, niemand, der seine Nase in deine Angelegenheiten steckt. Ganz anders in Mailand. Hier herrscht mehr Gedränge als beim Karnevalsumzug von Viareggio. Außerdem sind wir Italiener ein Volk der Gaffer, oder etwa nicht? Wir bremsen, um einen Blick auf den Autounfall auf der Gegenseite zu erhaschen, versammeln uns um einen Ohnmächtigen, obwohl niemand Arzt ist.

Das Verbrechen ist nichts anderes als eine perverse Form von Voyeurismus. Und heute, an diesem 30. Dezember unter der Madonnina, versammeln sich mehr Schaulustige bei den Blau- und Warnblinklichtern als bei dem eindrucksvollen Weihnachtsbaum vor dem Dom nebenan.

Ich bin auf meinen Posten auf der anderen Seite des Säulengangs zurückgekehrt und lausche erneut dem Gespräch der Bullen.

»Was ist das für ein Gedränge?«, fragt der mit der Zigarre im Mund.

»Ein Journalist hat einen Herzinfarkt erlitten. Er wollte sich über die Vorgänge informieren, da ist er plötzlich kollabiert und zusammengebrochen. Zum Glück hat ihn ein junger Mann wiederbeleben können.«

»Wer?«

»Der Typ da mit dem Bärtchen und der gelben Windjacke, der uns beobachtet.«

Der Polizeibeamte lässt seinen Blick in die Richtung schweifen, in die sein Kollege zeigt. Und bleibt an mir hängen. Ja, bitte

sehr, ich habe halt mal einen Erste-Hilfe-Kurs gemacht. So dumm bin ich also doch nicht, oder, lieber Guarneri? Sonst wärst du jetzt beim Schöpfer im Himmel. Oder eher in der Hölle, so wie ich dich kennengelernt habe.

Doch das ist nicht der geeignete Moment, darüber nachzudenken. Die zwei Bullen beobachten mich, und da mir nichts Besseres einfällt, hebe ich instinktiv die Hand und winke ihnen.

Nicht meine beste Idee. Meine rechte Hand ist blutverschmiert, da ich mich im Eifer des Gefechts – ein Leben zu retten ist pures Adrenalin – mit der Handfläche an dem Metallvorsprung einer Säule abgestützt habe. Die Wirkung auf die zwei Polizeibeamten ist nicht optimal. Immerhin habe ich ein paar Zeugen, die bestätigen können, dass ich mich an dem spitzen Ding an der Säule verletzt habe, ich schwöre, Euer Ehren.

»Dann wollen wir mal ein paar Worte mit ihm wechseln«, knurrt der Chef.

Tolle Idee, Enrico. Merke: Winke niemals mit blutigen Händen einem Polizisten, er könnte denken, du bist einer der Bösen.

Schon stehen sie mit finsternen Mienen vor mir.

»Wird Ihr Freund durchkommen?«

»Das hoffe ich doch. Auch wenn er nicht wirklich mein Freund ist.«

»Nein?«

»Eher ein Kollege.«

»Verstehe. Was ist mir Ihrer Hand passiert?«

Ich fahre mir mit den Fingern über das Hosenbein und hinterlasse eine rotbraune Spur.

»Ich habe mich beim Erste-Hilfe-Leisten verletzt.«

»Hm.«

Der Bulle im schwarzen Mantel mustert mich. Die Zigarre

hängt ihm halb zerkaut zwischen den Lippen. Ein Clint-Eastwood-Verschnitt mit klassischer Cowboy-Miene: zusammengekniffene Augen und zorniges Gesicht.

Aus irgendeinem Grund ändert er plötzlich die Strategie. Mit einer ausholenden Armbewegung deutet er auf die Menschenmenge, die um die nun abgedeckte Leiche herumsteht.

»Die spinnen alle in dieser Stadt.«

»Scheint so«, erwidere ich unsicher.

»Ich bin Vice Questore Loris Sebastiani. Ich leite die Ermittlungen.«

»Mord, oder?«

»Was wissen Sie darüber?«

»Nichts, ich habe nur gefragt. Ich habe das Messer gesehen und dachte ...«

»Was dachten Sie?«

»Nichts.«

»Wie, sagten Sie noch, dass Sie heißen?«

»Ich sagte gar nichts.«

»Noch ein Spruch dieser Art und du bereust es, kleiner Großkotz«, knurrt er.

Er ist zum Du und zum Drohen übergegangen. Schlechtes Zeichen.

»Radeschi, Enrico.«

»Sehr gut. Und was machst du so im Leben, Radeschi Enrico?«

Ich würde gerne wieder auf die professionellere Ebene zurückkehren, aber mit dem genialen Einfall, nicht mit meinem Namen rauszurücken, stehen die Chancen schlecht. Sei's drum.

»Ich bin Reporter, Ressort Verbrechen.«

Sebastianis Zigarre vollführt eine Art Hüpfen.

»Ach ja? Und für welches Blatt schreibst du?«

»Für keins.«

»Willst du mich verarschen?«

»Ich arbeite frei und verkaufe meine Artikel an den Höchstbietenden.«

»Wie eine Nutte also?«

Dass dies kein besonders glücklicher Vergleich ist, merkt der Ober-Vize sofort. Entschuldigt sich aber trotzdem nicht. Das ist mal entschieden schiefgelaufen.

»Hör mal, du Bübchen in deinen Charlie-Brown-Klamotten, tu mir einen Gefallen und zisch ab, wir haben zu tun. Vielleicht gehst du ins Krankenhaus und schaust, wie es deinem Freund, entschuldige, Kollegen, geht.«

»Und angenommen, ich möchte lieber hierbleiben?«

Ich sage das nur so, um ihn zu ärgern, denn sobald er sich umdreht, bin ich hier weg. Aber ich polemisiere nun mal gern. Das habe ich im Blut.

Der Bulle sieht mich an. Er erwidert nichts, geht nicht in die Luft. Der hat Erfahrung. Und seine eigenen Methoden, mit Nervensägen umzugehen.

»Oh, bitte, ganz wie du möchtest«, lächelt er, »ich kann dir sogar noch einen guten Rat geben.«

Ein guter Rat ist das Letzte, was ich von diesem Typen möchte. Doch ich habe keine Wahl, denn er redet schon weiter.

»Siehst du den Mann da hinten mit dem Schlapphut? Er heißt Beppe Calzolari und ist Chefredakteur für dein Ressort beim *Corriere della Sera*. Normalerweise kriegt der nicht mal seinen Arsch aus dem Sessel, wenn die Madonnina vom Dom fällt. Der sitzt immer in seinem Büro in der Via Solferino und schickt seine Laufburschen aus, wenn irgendwo was passiert. Grünschnäbel wie dich, normalerweise. Dieses Mal hat er wohl eine Ausnahme

gemacht, oder er hat niemanden gefunden, der ihm die heiße Kartoffel abnimmt. Warum gehst du nicht zu ihm und bietest ihm an, die Sache für ihn aufzuschreiben?«

Und er bricht in schallendes Gelächter aus. Dann dreht er sich um und kehrt zu seinem Inspektor zurück, der wie ein treues Hündchen auf ihn wartet.

»Warum nicht, das werde ich wohl tun«, gebe ich halblaut zurück, sodass mich außer ihm niemand hört. »Der erfährt sicher gerne, dass das Opfer vor seinem Tod noch eine Nachricht hinterlassen hat, geschrieben mit dem eigenen Blut ...«

2

»Der letzte Tag des Jahres im LABANOF. Klingt nach drittklassigem Horrorfilm, finden Sie nicht?«

Sebastiani geht mit einem Brummen und einer unmerklichen Drehung seiner Zigarre über Ispettore Mascarantis unpassenden Einwurf hinweg.

Um diese Uhrzeit sollte er eigentlich im Flieger Richtung Rotes Meer sitzen und nicht im Leichenschauhaus. Das gesamte Polizeipräsidium ist in Aufruhr. Die Telefonzentrale steht nicht still seit dem Tod eines so bedeutenden Anwalts wie Sommese. Politiker, Richter, Anwälte, alle wollen wissen, wie es passieren konnte, dass mitten im historischen Zentrum Mailands und zwischen den Feiertagen ein Mann umgebracht wird und der Mörder unerkannt entkommt! Auch Sebastiani selbst fragt sich das und was dieses Symbol zu bedeuten hat, das Sommese mit seinem Blut gezeichnet hat, und ob es ihnen galt oder jemand anderem, der die Botschaft versteht. Für den Moment gehen sie der ersten Hypothese nach, da das Detail noch geheim ist und er diesem Grünschnabel – Radeschi, so hieß er – nach seiner Andeutung sofort den Mund verboten hat.

»Keine Botschaft«, hatte Sebastiani ihn schroff angefahren. »Das Opfer hat zu viel Blut verloren und war nicht mehr klar genug

im Kopf, um zu schreiben. Allerhöchstens haben wir es mit einem verwischten Blutfleck zu tun. Die Hand des Toten ist in die Lache gefallen, und das hat zu dem Zeichen geführt. Das ist alles.«

Der junge Reporter hatte sich davongeschlichen mit einer Miene, die verriet, dass er ihm nicht glaubte, doch immerhin hatten die größeren Blätter nichts davon erwähnt.

Die schlechten Nachrichten ließen aber nicht auf sich warten: Die Tatwaffe – ein Küchenmesser mit Inox-Stahlklinge – gab es in fast jedem Supermarkt der Stadt zu kaufen, und die Fingerabdrücke auf dem Griff stammten allesamt vom Opfer selbst, sodass der Mörder wohl Handschuhe getragen haben muss.

Lonigro hatte sich in der Zwischenzeit in sein Büro eingeschlossen und kämpfte mit der Bürokratie und den Fotos der Spurensicherung, um dem geheimnisvollen Zeichen auf die Spur zu kommen. Also hatte Sebastiani sich seinen Kampfhund Mascanti schnappen und mit ihm zum Leichenschauhaus fahren müssen, wo Neuigkeiten auf sie warteten.

»Los, wir gehen rein.«

LABANOF ist die italienische Abkürzung für »Forensisches Labor für Anthropologie und Odontologie«. Untergebracht ist es in einem Gebäude der Mailänder Universität in der Via Mangiagalli, das mit seinem Blick auf die prächtige, baumgesäumte Straße von dem abzulenken scheint, was in seinem Inneren stattfindet. Nämlich hauptsächlich Autopsien von Leichen.

Deshalb wundert es Sebastiani nicht, dass der Spezialist für pathologische Anatomie, Dottor Ambrosio, um die fünfzig, korpulent und völlig kahl, weder vor Freude sprüht noch ein besonders spritziger Gesprächspartner ist. »Noch nie haben Sie mich so schnell angerufen.«

Sebastianis Feststellung klingt fast wie ein Vorwurf.

»Noch nie hat mich ein Polizeipräsident für eine Autopsie aus Courmayeur zurückbeordert, wo ich gerade meinen wohlverdienten Urlaub verlebe. Je schneller ich fertig bin, umso schneller bin ich wieder in den Bergen, ich hoffe noch heute Abend zur Silvesterfeier. Haben Sie mich verstanden?«

»Klar und deutlich.«

»Bestens. Wollen wir also anfangen?«

Im Gänsemarsch betreten sie einen aseptischen Raum mit unzähligen Kühlkammern aus Edelstahl.

Ambrosio streift sich Schutzhandschuhe über und zieht Sommeses Leichnam aus einer der Kammern.

Sebastianis kalte Zigarre wandert von einem Mundwinkel in den anderen. Mordfälle sind nie ein schöner Anblick.

Der Mann ist nackt und wirkt im unbarmherzigen Neonlicht älter, als er ist. Er hat eine V-förmige Narbe auf der Brust – die klassische Obduktionsnarbe –, und in seinem Bauch klafft ein tiefer, nicht vernähter Schnitt. Darüber hinaus kleinere Schnittwunden von den restlichen Stichen.

»Bevor Sie mich fragen: Todesursache ist ein Stich mit der Tatwaffe in den Magen. Unser Mann ist in wenigen Minuten verblutet. Er wurde mit drei Messerstichen verletzt, erst der letzte war tödlich.«

Sebastiani wirkt enttäuscht: Warum sollte er so eilig herkommen, wenn er jetzt nur erfährt, was er vorher schon wusste? Hätte dann nicht ein Telefonat oder ein Bericht per Fax genügt wie sonst auch?

Es musste also noch mehr geben. Deshalb verkneift er sich vorerst jeden Kommentar und kaut weiter auf seiner Zigarre herum.

Mascaranti hingegen, der sein Gehirn für gewöhnlich im Ruhezustand hält, kann sich nicht beherrschen.

»Dass er erstochen wurde, wussten wir bereits, Dottore.«

Ambrosio wirft dem Beamten einen Blick zu, der mehr sagt als tausend Beleidigungen.

»Der Mann ist mit hundertprozentiger Sicherheit an den Messerstichen gestorben, da gibt es keinen Zweifel. Aber ich habe Sie kommen lassen, damit Sie sich das hier ansehen.«

Mit ein paar geübten Handgriffen dreht der Mediziner den Leichnam auf den Bauch.

Sebastiani reißt die Augen auf und beginnt automatisch auf seiner Zigarre herumzubeißen, als wäre sie Kautabak.

»Damit haben wir tatsächlich nicht gerechnet«, brummte Mascaranti und zieht sich verlegen ein paar Schritte zurück.

Auf Sommeses Rücken zeichnet sich eine ganze Reihe tiefer Wunden ab.

»Die sind noch nicht alt und *ante mortem*«, erklärt Ambrosio. »Wunden, die noch nicht völlig vernarbt sind.«

»Wie von ...«

»Wie von Peitschenhieben«, beendet der Arzt den Satz. »Genau so ist es, Loris.«

• • •

»Dann ist deine strahlende Karriere als Fernsehjournalist also schon erloschen?«

Diplomatie gehört sicher nicht zu den angeborenen Eigenschaften meines neuen Busenfreundes Fabio Spadafora. Genauso wenig wie das richtige Timing, sonst käme er mit dieser Idioten-

frage nicht gerade dann heraus, wenn wir von allen Seiten Ellbogen und Knüffe abbekommen.

Ich will nicht antworten, doch er lässt nicht locker.

»Also? Oder ist das ein Berufsgeheimnis, über das du nicht reden darfst?«

»Kein Geheimnis«, seufze ich und dränge mich durch die Menschenmenge, die mir entgegenströmt. »Außerdem ist meine Karriere nicht erloschen. Höchstens auf Stand-by.«

»Mit anderen Worten?«

»Na schön, ja!«, stoße ich aus. »Es bedeutet, dass Guarneri es sich anders überlegt hat und mich nicht mehr als Assistenten will.«

»Was für ein Aas, hm?«

»Dabei habe ich ihm das Leben gerettet! Habe sogar meinen Mund auf seinen gelegt, wie der stank ... bäh, ich will gar nicht daran denken! Aber ich kann ihn auch ein bisschen verstehen, den armen Kerl. Er wäre gestern fast krepirt, sagen die Ärzte, und wird sicher noch ein paar Wochen brauchen, um wieder arbeiten zu können.«

»Und was hast du jetzt vor?«

»Keine Ahnung, Fabio. Ich versuche bei allen Mailänder Zeitungen meinen Artikel über den toten Anwalt anzubringen, aber bisher hat sich nicht einmal jemand herabgelassen, mir zu antworten. Die haben alle ihre eigenen Reporter geschickt. Es wurde tausendfach durchgekaut, nur das Symbol hat niemand erwähnt.«

»Vielleicht hatte der Bulle ja recht: Der Tote wollte den Namen seines Mörders schreiben, schaffte aber nur noch sinnloses Gekritzel.«

»Müssen wir ausgerechnet jetzt darüber sprechen?«

»Ich wollte mich nur ein bisschen unterhalten.«

»Ich bin mir sicher, dass sich im neuen Jahr irgendetwas ergeben wird. Mailand ist doch die Stadt der tausend Möglichkeiten.«

»Ist das dein Ernst?«

»Klar! Außerdem habe ich keine Lust, heute Abend schlechte Laune zu schieben.«

»Wie du meinst. Viel schlimmer kann es eh nicht mehr kommen ...«

Er hat recht. Unseren größten Rausch der Silvesternacht bescheren uns weder das Feuerwerk noch das Knallen der Sektkorken, sondern die Leute, die an den EC-Automaten Schlange stehen.

Piazza Duomo ist voll mit Menschen, der Boden mit Knallkörpern und Glasflaschen übersät.

»Das ist doch Beirut im Bombenhagel ... Bei uns zu Hause läuft Silvester anders ab!«

»Lass uns abhauen«, schlägt Fabio vor. »Endlich ist es so weit.«

Mit unseren zwei Bierern in der Hand, mit denen wir angestoßen haben, schieben wir uns über den Platz. Auf der weit entfernten Bühne tritt ein bekannter neapolitanischer Sänger auf, dem aber niemand zuzuhören scheint, da alle sich die halb geleerten Flaschen Billigsekt über die Köpfe ziehen, dem Nachbarn Knallfrösche unter die Füße schmeißen und auf und ab hüpfen, um sich die nächtliche Kälte vom Leib zu halten.

Auch unsere Gesichter sind rot vor Kälte und ich habe Lust, mich in mein Bett zu kuscheln. Aber vorher haben wir noch eine Mission.

»Heute ist der erste Tag einer neuen Zeitrechnung«, verkündet Fabio feierlich, als wir uns in die Schlange vor einem Geldautomaten einer Bank einreihen. Diese Lust am Geldabheben ist mir völlig neu, aber verständlich: Seit Mitternacht wollen alle die

neuen Geldscheine haben. Sie anfassen, anschauen und am liebsten sofort ausgeben.

»Das ist das Jahr null des Euros, der neuen Währung!«

Meine Begeisterung hält sich in Grenzen, doch da ich nichts Aufregenderes zu tun habe, lasse ich mich von der Laune meines Nerd-Freundes anstecken. Und so schiebe ich zehn Minuten später neben die zwei Zehntausend-Lire-Scheine fünf brandneue Zwanzig-Euro-Noten in mein Portemonnaie aus Kunstleder. Bunte Scheine wie beim Monopoly.

»Gutes Neues Jahr 2002!«, kreischen ein paar Mädchen aus einem vorbeifahrenden Auto. Angeschwipst beugen sie sich gefährlich weit aus dem Wagenfenster.

Idiotisch winke ich zurück. Hoffentlich wird das wirklich ein gutes Jahr, das da gerade beginnt. 2001 war ein Desaster. Und sein Ende war noch schlimmer.

Auch wenn es manchmal Lichtblicke gab, wie ich gestehen muss. Nach Weihnachten hatte ich die Koffer zugeklappt und war in den Zug gestiegen, der die Poebene mit der Metropole verbindet. Mein Entschluss stand fest. Keine einfache Entscheidung, aber unumstößlich. Ich würde nicht zurückkehren. Ich würde nach Mailand gehen, um dort, wie die Einwanderer der Sechzigerjahre, mein Glück zu versuchen.

Der Erste, den ich traf, war Fabio aus Kalabrien, im zweiten Jahr Student für Ingenieurwesen an der Technischen Hochschule, der über diverse Aushänge einen Mitbewohner für seine Einzelzimmerwohnung suchte.

Ich hatte mich mit ihm verabredet, und er hatte mir das halb leere Zimmer gezeigt: zwei Einzelbetten an den Wänden, eine Kochnische, ein Tisch, ein vierturiger Schrank und eine winzige Vorratskammer.

»Schnarchst du?«, hatte ich gefragt.

»Nein.«

»Dann nehme ich es.«

Ich hatte nicht geplant, im *Hotel Principe di Savoia* zu nächtigen, deswegen kam mir das Apartment an der Piazza Piola sehr entgegen. Vor allem weil es wenig kostete. Sehr wenig.

Dass ich hier nicht ewig bleiben würde, hatte Fabio selbst sofort klargestellt: »Probezeit bis Ende Februar. Zwei Monate, dann sehen wir weiter, o.k.?«

Ich hatte die Achseln gezuckt. Sechs Wochen würden reichen, um herauszufinden, ob ich es in dieser hektischen Stadt aushalten würde, in der ich schon einmal gescheitert war.

Das schien Ewigkeiten her zu sein, dabei waren erst ein paar Jahre vergangen.

Es war 1994 gewesen, als ich mich an der Philosophischen Fakultät der Staatlichen Universität eingeschrieben hatte und wirklich selten zu Vorlesungen gegangen war.

Das hatten sie auch bei mir zu Hause gemerkt, bis mein Vater mich – aufgrund meiner kärglichen beziehungsweise nicht existenten Erfolge – zur Basis zurückrief, sodass ich als Externer weiterstudieren musste und ganze sechs Jahre bis zum Abschluss brauchte. Ein halbes Leben!

Mein Verhältnis zu Mailand war seitdem sporadischer Natur gewesen, hop on, hop off: Ich war nur noch tageweise da. Morgens früh los, Zug, Uni, Prüfung und dann sofort wieder nach Hause. Manchmal hatte ich auch bei einem Freund oder in einem tristen Ein-Sterne-Hotel in der Via Vitruvio übernachtet, das billig war, aber mehr auch nicht. Das Stadtleben hatte ich kaum kennengelernt, außer ein paar Monate lang mit nächtlichen Besäufnissen, täglichen Joints und wenig Sonnenlicht. Ich hatte eine Art

Vampirleben geführt: kaum Vorlesungen und lange Nächte. Die Madonnina hatte ich noch nie bei Tag gesehen außer auf Postkarten, sozusagen aus der Ferne.

Aber zwei gute Erinnerungen hatte ich an Mailand. Die eine weit zurückliegend, die andere nah.

Die erste geht in die Zeit zurück, als ich zwölf war: Wir machten einen Schulausflug in den Mailänder Dom, die Sforza-Burg und des Wissenschafts- und Technikmuseum (der Faradaykäfig mit dem Menschen im Zentrum der Elektrizität, der nicht gegrillt wird, sondern ohne einen Kratzer davonkommt, ist bis heute meine eindrücklichste Erinnerung überhaupt); die zweite ist etwa drei Monate alt, als ich beim Journalistenverband vorsprach, um den ersehnten Presseausweis zu bekommen: Endlich war ich freischaffender Journalist!

Es war der 10. September, ein Montag, und der Tag vor dem Anschlag auf die Zwillingstürme.

Wie ein Fremder hatte ich die Stadt genossen und meinen Gedanken nachgehungen. Ich war zu Fuß herumgelaufen. Vom Hauptbahnhof aus die ganze Via Vittor Pisani entlang, dann der Via Turati folgend und schließlich die Via Manzoni hinauf bis zur Scala, eine Runde durch die Galleria, um dann am Dom herauszukommen.

»Es gibt ihn also wirklich!«

Weiß und rosa, groß und mächtig mit der goldenen Madonnenfigur obenauf, die in der milden Spätsommersonne glänzte. Als Student war ich höchstens in tiefster Nacht hier gewesen. Und völlig besoffen. Was also nicht zählte.

An diesem Tag hatte ich mich in die Stadt verliebt. Chaotisch, hektisch, voller Leben.

Als ich abends im Zug nach Hause fuhr, beschloss ich, das Abenteuer zu wagen.

»Wann, wenn nicht jetzt?«, hatte ich mir in Anlehnung an Primo Levis berühmten Roman gesagt. »Es ist Zeit, meinem Leben eine neue Richtung zu geben.«

Im Übrigen war es wirklich so. Mit dem Uniabschluss und dem unter Höllenqualen erworbenen Journalistenausweis in der Tasche, für den ich zu sämtlichen Todesfällen der Provinz Mantua getraut war, hielt ich den Moment für eine Luftveränderung für gekommen. Ich wäre verrückt gewesen, meine Situation nicht verbessern zu wollen. Bei meiner Ehre. Ich hatte vierundzwanzig Monate lang jede Art von Artikel geschrieben – über Verbrechen hauptsächlich, aber auch über Sport, Lokalveranstaltungen und Ratssitzungen, die manchmal sieben Stunden dauerten ... – alle für je achttausend Lire pro zweispaltigem Artikel und dreizehntausend bei vier Spalten. Brutto, versteht sich. Ein Hungerlohn.

Als der Chefredakteur mir dann endlich die Unterlagen unterschrieb, mit denen ich den Ausweis beantragen konnte, jubelte ich innerlich vor Freude: das zweite große Ziel in meinem Leben, nach dem Studium. Ich glaubte, Licht am Ende des Tunnels zu sehen. Doch bald schon verzog sich die freudige Erwartung und wurde von Enttäuschung abgelöst.

Ich hatte immer geglaubt, dass mir als freischaffender Schreiberling alle Türen offen stünden. Endlich würde mich die *Gazzetta* von Mantua einstellen, vielleicht auch die von Parma.

So war es aber nicht, und nach ein paar ungewissen und magendrückenden Monaten beschloss ich, nach Capo di Ponte in Emilia zu gehen, dem letzten lombardischen Bollwerk vor der Region Emilia, was immer zu allerlei Missverständnissen führt,

vergleichbar mit dem Örtchen Novi Ligure, das nicht in Ligurien, sondern im Piemont liegt.

Dies ist das Jahr der Veränderungen!, denke ich, während Fabio und ich die Stufen der Metrostation hinaufsteigen und nach Hause gehen.

Die Zeiger der Uhr weisen auf vierzehn Minuten nach Mitternacht des 1. Januar 2002, ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, und obwohl mein Weg gestern noch den eines Mordopfers gekreuzt hat, schaue ich hoffnungsvoll in die Zukunft.

Vielleicht errät mein Freund meine Gedanken und beschließt merkwürdigerweise, meine Euphorie zu teilen.

»Soll ich dir was sagen, Enrico? Wenn dich niemand will, machst du es einfach selbst!«

»Wie beim Sex, meinst du?«

»Ich sprach von dem Artikel über den toten Anwalt!«

»Verstehe ich nicht.«

»Du machst dich selbstständig. Zumindest, bis du einen Abnehmer findest.«

»Was zum Teufel soll das heißen, ich mache mich selbstständig?«

»Du bist nicht so einfallsreich, wie du aussiehst. Das ist das Zeitalter der Netzökonomie, das Internet boomt ... Du schreibst einen Blog, alles klar?«

»Einen Blog? Soll das die zündende Idee sein?«

»Du weißt doch, was ein Blog ist, oder?«

Irgend so was im Netz, was sonst?

»Klar weiß ich das! Für wen hältst du mich?«

»Verstehe, du hast keinen blassen Schimmer!«

Kluges Kerlchen, aber das werde ich natürlich niemals zugeben!

»Ein Blog«, fährt er geduldig fort, »ist eine Art Online-Tagebuch, das alle lesen können. Egal zu welchem Thema, es gibt alles. Die einen reden über sich, andere erzählen über ihre Reisen, über Frauen, über Sex. Du redest von Kriminalfällen. *Mailands Verbrechen*, was hältst du davon?«

Das halte ich für eine Top-Idee. Warum ist mir das nicht selbst eingefallen? Aber zu viel Begeisterung darf ich auch nicht zeigen, sonst lässt er mich das teuer bezahlen.

»Klingt ganz gut«, sage ich beiläufig, »aber der Titel ist Mist. Vielleicht könnte ich es *Milanonera* nennen, Schwarzes Mailand?«

Ja, *Milanonera* klingt wirklich gut.

• • •

Loris Sebastianis einsame Silvesternacht ist durchsetzt von Zweifeln. Während im Hintergrund stumm der Fernseher auf einem Sender der italienischen Schweiz läuft, blättert er in einem Reiseführer über die versteckten Schönheiten Mailands. Er sucht nach Informationen über den Ort, wo die Leiche gefunden wurde.

»Piazza dei Mercanti ist einer der ältesten Plätze Mailands, wenige hundert Meter vom Dom entfernt, den er an Jahren übertrifft. Unter seinen Kolonnaden versammelten sich einst die Händler, doch auch das Volk hielt hier seine Gerichtsversammlungen ab, da in einem der umliegenden Gebäude das Gefängnis untergebracht war. Die Säulengänge und Rundbögen des Platzes hüten einen besonderen Schatz der Stadt, denn in ein Kapitell ist das Basrelief der ›halbwollenen Sau‹ gemeißelt – ein weibliches Schwein mit einer Art Rückenfell –, das mythologische Tier, das eng mit der Gründung der Stadt Mailand verbunden ist.«

Es wird also kein Zufall sein, dass der Leichnam direkt unter dem Flachrelief lag, überlegt Sebastiani und klappt das Buch zu.

Wenn man die vielen Fragen mal außer Acht lässt, verbringt er nicht seinen schlechtesten Abend. Völlig erledigt war er aus dem Polizeipräsidium nach Hause gekommen. Die Reaktionen auf den Mord hatten ihn auf Trab gehalten – Telefonanrufe der Presse, Mahnrufe aus der Politik, der Questore, der ständig auf dem Laufenden gehalten werden will, die schwierige Suche nach verlässlichen Augenzeugen. Es gibt nichts Schlimmeres als einen Zeugen, der sich nur dunkel erinnert und einen auf die falsche Fährte führt ...

Zu Hause hatte er sich erst einmal unter die Dusche gestellt, um sich das unangenehme Gefühl der ergebnislosen Ermittlungen vom Leib zu waschen. Und das Gefühl von Tod und Verderben, das ihn jedes Mal überkam, wenn er sich im LABANOF aufhielt.

Aus dem Bad ging er in die Küche und fand dort eine Überraschung: Maria hatte ihm eine Aufmerksamkeit zurückgelassen.

»Wenn jemand an mich denkt, ist er da«, hatte er sich gesagt und in den Topf geguckt.

Maria ist seine Reinigungskraft, was ihre Bedeutung nur unzureichend beschreibt. In Wirklichkeit kümmert sie sich um Loris quasi wie eine zweite Mutter. Sie ist schon lange bei ihm, seine (mittlerweile Ex-)Frau hatte sie gleich nach der Hochzeit eingestellt.

»Ich brauche jemanden, der mir im Haushalt hilft. Du rührst ja keinen Finger, und ich bin nicht dein Dienstmädchen, klar?«

Er hatte genickt, und eine Woche später stand eine kleine Frau um die fünfzig in der Wohnung, eine Witwe, die immer freundlich lächelte.

Fünfzehn Jahre später war seine Frau Giulia gegangen und Maria geblieben. Sie war nicht mehr jung, aber immer noch eine energische Frau mit bewundernswerter Konstitution. Sie kochte, bügelte, spülte, brachte die schmutzigen Kleider des Polizeibeamten in die Wäscherei, füllte seinen Kühlschrank auf. Und verwöhnte ihn.

Sie hatte ihm mit ihrer kindlichen Handschrift eine Notiz geschrieben und auf dem Tisch zurückgelassen.

»Meine Spezialität für dein Silvesteressen. Frohes neues Jahr.«

In der Pfanne wartete eine große Portion Fettuccine mit Wildschweinragout. Mit einem Gefühl der Erleichterung hatte Sebastiani beschlossen, dass dieses Festessen nach einem ordentlichen Wein verlangte. Er hatte einen Blick in seinen kleinen Weinkeller geworfen, eine Kombination aus Kühlschrank und Glasvitrine, in dem er bei idealer Temperatur rund sechzig Flaschen lagerte: Weine aus aller Welt, die Sebastiani auf seinen Reisen von Weinproben mitgebracht hatte.

Heute Abend hatte er eine ganz besondere Flasche hervorgeholt: einen Sassicaia Jahrgang 1992.

»Ein sehr regenarmes Jahr«, hatte er vor sich hin gemurmelt, während er die Flasche entkorkte und in den gläsernen Dekantierer füllte, »das dem Wein Struktur und reichlich Tannine mitgibt. Ohne dass er seine Gefälligkeit verliert. Hoffe ich.«

Der Preis spielte keine Rolle. Er wollte sich etwas Gutes tun. Sich selbst genügen. Sich aufmuntern, wofür es nichts Besseres gab als eine Krücke, die einen halben Monatslohn kostete.

Die Einsamkeit ist nicht das Schlechteste, wenn du sie mit Stil trägst, hatte er gedacht, als er am ersten Glas dieses Nektars kostete. Auch das nachfolgende Essen war köstlich, Maria hatte sich mit ihrem Wildschweinragout selbst übertroffen.